

Illustrirte Zeitung  
für  
Kleine Leute



Das Kasperle-Theater.

## Der Weg zum Himmel.

Zbülle von Sacher-Masoch.



Es war ein kleines Haus, mitten in einem Thälchen gelegen, dem man nicht nur den Fleiß, sondern auch die Liebe, mit dem es bebaut war, an jedem gelben Halm, jedem rothbäckigen Apfel ansah, und wie die mütterliche, ihren arbeitsamen Kindern Segen bringende Erde mit Liebe gepflegt war, so liebten sich auch der Mann und die Frau, die in dem kleinen Hause wohnten, treu und innig. Das rothe Ziegeldach des Hauses grüßte durch das grüne Blattwerk der alten Linden, die es umstanden, nach allen Weltgegenden frieblich und gastlich, die Mauern schimmerten wie Schnee im goldigen Sonnenlicht, die grünen Jalousien wetteiferten mit dem wilden Wein, der aller Orten üppig emporwuchs, diesen Glanz zu mildern, die Kieswege glitzerten beim kräftigen Lichte des Tages, als hätte man sie mit Goldkörnern bestreut, während in stillen klaren Vollmondnächten silbernes Moos auf ihnen emporzuschießen schien. An keinem Orte fangen die Vögel so gerne wie hier, wo ihnen die dunkeln Wipfel der Linden, die buntbehangenen Aeste der Obfbäume und die duftigen Fliederbüsche hundert kleine holde geheimnißvolle Verstecke boten, und nirgends sonnten sich die Katzen so gerne, man sah sie von allen Seiten herbeikommen, durch die Hecken schlüpfen, über die Zäune springen, auf den hübschen kleinen Wegen, leicht und weich, ohne Eile, mit zierlichem Anstand umherwandeln und dann auf dem rothen Dache und den hundert Vorsprüngen des Hauses mit zugebrückten Augen ausgestreckt liegen und sich wärmen, und hörte sie auch, wenn man sich nämlich die Mühe nahm zu horchen, gar andächtig und behaglich schnurren.

„Ich möchte ein Pärchen haben, einen Knaben und ein Mädchen,“ hatte die junge Frau mitten im Horkymond zu ihrem Manne gesagt, „nicht wahr, damit wir unsere Kinder, wie es sein soll, nicht nur nähren und kleiden, sondern

auch gut erziehen können. Und der Knabe soll schwarz sein und blond das Mädchen, meinst Du nicht?“

Wer weiß wer es gehört hatte, der Storch aus Egypten, der Engel mit den schimmernden Flügeln, der die Thränen, die Seufzer und das Lächeln der Menschen zum Himmel trägt, oder gar der Herr selbst, für den die Erde nur ein buntgestickter Fußschemel ist; aber sicher ist es, daß er recht gut gehört hatte, denn die junge Frau bekam wirklich ein Pärchen, zuerst einen Knaben und dann ein Mädchen, aber das Mädchen war schwarz und der Knabe blond. Er hieß Hermann und da dies zu heldenmäßig klang, so nannte man ihn Männchen, nicht anders, und er war schön wie ein Engel und weiß und rosig, und hatte blaue Augen so räthselhaft wie der Himmel und so sinnig und tief und fein Haar war an ihn wie Sonnenlicht. Das Mädchen aber, das Balesta getauft war und das man im Hause Leska rief, glich viel mehr einem schwarzen Kätschen als einem Engel, es war so klein und zierlich und hatte große dunkle Augen, so groß wie schwarze Kiraschen, und ein Näschen so klein wie eine Haselnuß, und schwarze Locken, und war so braun, wie dunkler Berrstein, und dabei so frisch und roth, wie wenn die Sonne es durchleuchten würde, und war der Knabe gereifter und verständig, so war das Mädchen voll Uebermuth und toller Einfälle und trieb in Haus und Garten sein schallhaftes Spiel, gleich einem neckenden Hausgeist.

Wenn der Abend kam, saß der gute fleißige Mann und mit ihm die junge reizende Mutter mit den Kindern unter dem grünen Laubdach des wilden Weines in der Veranda, oder bei dem flackernden winterlichen Feuer, und sie erzählten den andächtig lauschenden Kleinen Geschichten und Märchen. So kam es, daß der Mann und die Frau auch einmal bei einem Gewitter, das seine schwarzen Wolken in der Nähe entlud, mit den Kindern in der Veranda saßen, und der kluge unterrichtete Mann erklärte das furchtbar schöne Schauspiel, während die Mutter zuletzt, als sich ein herr-

licher Regenbogen zeigte, schalkhaft lächelnd das Wort nahm, um von dem Schlüsselchen zu erzählen, das dort, wo der siebenfarbige Bogen die Erde berührt, zu finden ist, mit den herrlichsten Edelsteinen gefüllt und mit ihm zugleich wieder verschwindet.

„Ein Engel,“ sprach sie, „trägt es jedesmal sorgsam hernieder zu den Menschen und wieder hinauf, denn der Regenbogen ist die Brücke, die Gott erbaut hat, damit die Engel zur Erde niedersteigen können.“ Dann ging die Frau hinein in das Haus und der Mann schritt hinüber wo die Scheune stand, denn es regnete nur noch sanft, und die Kinder blieben unter dem Weintaub sitzen, wie Vögel in den Zweigen.

„Männchen,“ begann das kleine Mädchen, „weißt Du was?“

Der Knabe schüttelte nur das Haupt, ohne die Augen, die sinnend an der Erde hafteten, zu erheben.

„Wenn Du nichts weißt, werde ich Dir etwas sagen.“

„Sag' es also.“

Das Mädchen rückte näher zu ihm und sah ihn groß an. „Wenn die Engel auf dem Regenbogen zur Erde niedersteigen können, dann können die Menschen ebenfогut über die schöne Brücke, die Gott erbaut, in den Himmel emporsteigen.“

„Glaubst Du?“

„Möchtest Du nicht einmal zu Gott in den Himmel kommen, Männchen?“

„Gewiß möchte ich das, Leska.“

„Dann komm, ich führe Dich.“

Das kleine Mädchen sprang auf und ging rasch und muthig voran, und der schöne sinnige Knabe folgte ihr um das Haus herum, durch den Garten, den Weinberg, bis dorthin wo die gelben Wogen des Getreides, leise rauschend, im milden Sommerwinde dahinzogen. Niemand hatte sie weggehen gesehen, Niemand sah sie, als sie den Fußpfad einschlugen, der zwischen dem hohen Weizen waldwärts führte. Leska ging voran und Männchen hinter ihr, indem er von Zeit zu Zeit mit seinen weißen Hände ihre schwarzen Zöpfe wie die Zügel eines Pferdes faßte. Zu beiden Seiten standen blaue Kornblumen und rother Mohn und flüsternten angelegentlich zusammen, die Kinder meinten, daß

sie sich auf ihre Kosten unterhielten, und beschleunigten ihre Schritte. Eine Wachtel schlug in der Nähe, auch sie schien ihr Beginnen zu verspotten.

Sie kamen durch das Feld und dann auf einen breiten Weg, an dem ein schlichtes Holzkreuz stand. Der Heiland lächelte unter der Dornenkrone schmerzlich auf sie herab und oben, gerade über seiner blutigen Hand, saß ein Böglein, das in der Abendsonne zauberhaft glänzte, und glättete mit dem Schnäbelschen sein schimmerndes Gefieder. Das Mädchen kniete zu Füßen des Kreuzes nieder und da sie es that, fiel auch Männchen auf die Kniee.

„Sag' uns, Du unser Heiland,“ begann das Mädchen, „wo ist der Weg zum Himmel?“

Beide Kinder blickten erwartungsvoll empor, aber sie warteten vergebens auf Antwort.

„Und du schönes Böglein,“ sprach der Knabe, „weißt du vielleicht, wo das Schlüsselchen mit den Edelsteinen steht, dort muß es sein, dort steht die Brücke, die zum Himmel führt.“

Das Böglein war artig genug, es antwortete auf der Stelle in seiner melodischen Weise, es sang so hell, so freudig, so süß, aber die Kinder läuschten vergebens, sie wurden nicht klüger.

„Wir danken dir,“ sagte das Mädchen sich erhebend, „aber wir verstehen dich nicht.“ Das Böglein spannte seine glänzenden Flügel auf und flog davon, und die Kinder setzten unverdrossen ihre Wanderung fort.

Ein Adler kreifte hoch oben über ihnen in den Lüften. „Der weiß es gewiß,“ sagte Männchen, „könnten wir doch mit ihm zur Sonne fliegen.“

„Komm nur, komm,“ rief das Mädchen, „ich führe Dich schon.“ Der Regenbogen stand gerade vor ihnen, dort wo die Berge blinken, dort berührte er die Erde, dort mußte es sein. Sie kamen über eine Wiese, die voll weißer Narzissen stand, welche die Luft mit einem wunderbaren Duft erfüllten, zur Seite war ein großes Krautfeld, in dem sich plötzlich ein Hase aufsetzte und sie, ein grünes Blatt im Maul, anglockte.

„Häschen! Häschen!“ riefen die Kinder, aber Häschen kehrte ihnen schnöde den Rücken und sprang davon, als wären zehn Windhunde

hinter ihm. Statt ihm schien eine andere hohe Persönlichkeit, die im schwarzen Frack, mit ausgebreiteten Spindelbeinen und Spinnenarmen, einen schäbigen Hut auf dem Kopfe dastand, bereit Antwort zu geben.

„Reden wir ihn an,“ sagte Leska.

„Ja, reden wir ihn an,“ stimmte Männchen bei.

„Mann, weißt Du nicht, wo der Weg zum Himmel ist?“ fragte die Kleine.

Keine Antwort.

Männchen stieß die kleine Schwester mit dem Ellenbogen. „Das ist kein Mann,“ sprach er leise, „das ist gewiß ein Baron.“

„Gnädiger Herr!“ rief das Mädchen mit einem Knix.

Keine Antwort.

„Mach' ihm auch Dein Kompliment, Männchen.“

Sie machten Beide einen wunderschönen Kratzfuß.

„Herr Baron!“

Keine Antwort.

„Weißt Du was,“ meinte die Kleine, „der versteht uns nicht; das ist ein Ausländer.“

Und die Vogelscheuche verstand sie wirklich nicht und blieb stumm, aber es war den Kindern doch als blicke sie ihnen spöttisch nach, als sie jetzt dem Wasser zuzingen, das hinter der grünen Schilfwand murmelte.

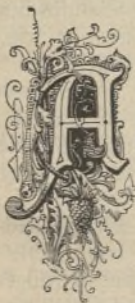
(Schluß folgt.)



## Das Kasperle-Theater.

Von L. Bier.

(Zu dem Bilde Seite 145.)



Auf allen Jahr- und Krammärkten, auf den Messen und bei den Festen, welche die Schützengilden kleinerer Städte in jedem Sommer veranstalten, fehlt in den Budenreihen selten ein Kasperletheater, dessen Vorstellungen nicht nur von Kindern, sondern häufig auch von Erwachsenen ganz gern gesehen werden. Der kernige Humor, welcher dem Kasperle eigen ist, die Unverzagtheit, mit der er jeder Gefahr in's Auge sieht, die Art und Weise, wie er mit seiner zänkischen Frau verkehrt, seine trockenen Bemerkungen, die brolligen Antworten, welche er auf an ihn gerichtete Fragen ertheilt, alles das erregt die Lachlust in hohem Maße. Stets ist deshalb, insbesondere bei vielbesuchten Jahrmärkten, eine dichte Menschenmenge vor Kasperles Bühne versammelt.

Wie dieselbe aussieht, das sagt unser Bild.

Hat sich eine genügende Schaar von Kindern vor der Bude eingefunden, so pflegt Kasper (natürlich ist dies der Mann, welcher die Puppen mit seinen Händen und Fingern Bewegungen ausführen läßt) zu rufen: „Seid Ihr denn

alle da?“ worauf sämtliche versammelten Kinder stimmungsfroh antworten: „Ja!“ — Manche pflegen sogar noch hinzuzusetzen: „schon lange!“ — „Nun, dann kann's losgehen!“

Sofort erscheint auf dem Rande der Bühne der buntangezogene Kasper mit seiner fürchterlich großen Nase, klopft mit den Händen auf die Randleisten, dreht sich hierhin, wendet sich dorthin, kurz und gut, er besieht sich vorsichtig den Schauplatz. Er hat nämlich allerlei Dummheiten begangen, seine Frau geprügelt, Leute für Narren gehalten, Straßenstandal vollführt und dergleichen mehr, wofür er von dem Polizeidiener abgeholt und sodann gehängt werden soll. Der Polizeidiener erscheint und kündigt dem listig dreinschauenden Kasperle (oder auch Wurstel) das Urtheil an. Gutwillig geht aber Kasperle nicht mit und gegen Anwendung von Gewalt wehrt er sich mit dem Muth eines ferngesund Jungens. Die Balgereien mit dem Polizeidiener enden stets mit Kasperle's Siege. — Auch dem darauf erscheinenden Henker schlägt Kaspar ein Schnippchen. Der Galgen wird gebracht, an welchem die verhängnißvolle Schlinge hängt. Kaspar besieht den Dreibein

neugierig, denn Furcht kennt er nicht — da kommt auch schon, angethan mit blutrothem Mantel, der Henker. Das Gespräch der Beiden mit einander ist drollig genug, denn Kaspar stellt sich dumm, nietnagelhornochsendumm. Der Henker muß ihm erst Alles erklären, wie es gemacht wird, wenn Jemand hängen soll. „Thut das weh?“ fragt Kasper. „O nein!“ antwortet der Henker, „wenigstens haben Alle, welche ich aufgehängt habe, niemals hinterher sich darüber beklagt, sondern wurden ganz still, also auch zufrieden.“ Kasper stellt sich aber immer noch dumm. Er behauptet, gar nicht zu wissen, wie er es anfangen müsse, um seinen Kopf ganz richtig in die Schlinge zu stecken. — In seinem Bekehrungseifer steckt der Henker nun selbst den Hals in die Schlinge und sagt: „So muß man es —“, weiter kann er nicht sprechen, denn behend hat der Delinquent den Strang angezogen und der Henker baumelt nun selbst am Galgen.

Da Menschen nichts gegen den unverwüsthlichen Kasper auszurichten vermögen, so schickt man ihm den Teufel auf den Hals und zwar vorderhand einen Unterteufel mit schwarzem Gesichte und kurzen, stumpfen Hörnern. Kaum ist dieser auf dem Plane, so rückt auch Kasperle neugierig an ihn heran und gibt seiner Verwunderung über das Erscheinen des schwarzen Kerles Ausdruck. „Höre mal,“ so beginnt er seine Anrede, „Du hast Dich wohl lange Zeit nicht gewaschen; wo Du her bist, lassen sie da vielleicht Lappen und Seife nur für Geld sehen? He! wo bist Du denn nur eigentlich her?“ — Mit tiefer Stimme antwortet der Schwarze: „Ich komme aus der Hölle und bin der Teufel!“ — „Der Tausend, Du bist also der Teufel, na, das ist ja ganz hübsch, daß Du mich auch einmal besuchst. Was hast Du denn da für ein paar kurze Dingerchen auf Deinem Kopfe, das ist wohl so eine Art Zierrath?“ Als Antwort auf solche frevelhafte Frage rennt der erbohte Teufel unsern Kasper mit den Hörnern tüchtig in die Rippen. Kasper, nicht faul, greift zu und nun balgen sich die Beiden zum Ergötzen der Zuschauer hin und her. Endlich sieht Wurstel aber ein, daß er mit seinen beiden Händen allein nichts gegen den Gehörnten ausrichten

kann. Er verschwindet hinter den Coulissen und kommt mit einem soliden Knüttel wieder zum Vorschein. Wohl glückt dem Teufel noch ein Angriff, aber dann ist es auch vorbei. Kaum hat sich Kasper aus den Teufelsklauen frei gemacht, so bearbeitet er mittels des Prügels den harten Teufelschädel und dies mit einer solchen Wucht, daß es nur so schallt und knallt. Darüber wollen sich denn die Zuschauer halb todt lachen. Als darauf der Höllensohn das Feld räumt, weil ihm die erhaltenen Kopfnüsse zu hart vorkommen, schreit Alles: „Bravo! Bravo!“

Einen hierauf erscheinenden Oberteufel schickt Kasperle abermals mit einer fürchterlich versalzenen Prügel-suppe wieder heim. Schließlich sieht sich der Gottseibeius genöthigt, höchst eigenhändig gegen den Kasperle vorzugehen, da keiner seiner Leute zu bewegen ist, dem unverwüsthlich Streitbaren zu Leibe zu gehen und ihn in die Hölle zu eskortiren. Eine Art Hut-schachtel von Blech erscheint auf der Bühne. Es ist der Eingang zur Hölle. Vorsichtig geht Kasperle um denselben herum, denn ihm ist nach den mancherlei erfahrenen Anfechtungen nicht ganz wohl zu Muth. Endlich hebt er den Deckel ein wenig auf. Er guckt hinein. Es scheint nichts darin zu sein. Aber indem er sich ein wenig herumdreht, kommt ein breitmännliches Ungeheuer aus dem Höllenschlunde hervor und packt den Kasperle. Nur mit Mühe reißt dieser sich los, um nach seinem nie versagenden Revolver zu greifen, dem Knüttel nämlich. Nun entwickelt sich ein höchst ergötzlicher Kampf. Der Teufel quiekt zwar ganz entsetzlich bei den schrecklichen Hieben, die er gezählt erhält, aber er kommt immer wieder, um seine Reputation in der Welt nicht zu verlieren, die schon durch das Auftreten des starken Himmels einen argen Stoß erhalten hat. Er reißt immer noch wacker mit ihm herumschlägt. Endlich wird Kasperle bezwungen. Mit schrecklichem Fauchen und Quieten zieht ihn der Höllensfürst mit sich hinab in sein Reich. — So geht es immer fort und bei jeder neuen Vorstellung sammelt sich stets wieder ein neuer Haufe schaulustiger Kinder um Kasperles Bude.

## Aus Aesop's Leben.

Von Rudolph Müldener.

(Fortsetzung.)

### II. Aesop wird der Sklave des Philosophen Xanthus.



Als der Kaufmann mit Aesop in die Stadt und zum Kaufhause kam, sagte er Aesop: „Gehe hinein und begrüße Deine Genossen,“ das heißt die andern Sklaven, die der Kaufmann, der viel mit Sklaven handelte, bereits gekauft.

Aesop ging in das Haus hinein und fand dort eine große Anzahl schöner und wohlgestalteter Knaben sitzen, die er als Schicksalsgenossen begrüßte. Als die Anderen ihn aber betrachteten hatten, da flüstereten sie unter einander: „Bei der Sonne! das ist ein häßlicher Gesell. Was will unser Herr mit ihm anfangen? Hat er doch bis jetzt noch nie so ungestaltete Burschen gekauft!“

Am andern Morgen brach der Sklavenhändler nach Ephesus auf und die Sklaven mußten das Gepäck und die Lebensmittel tragen, die man mitnahm. Als nun die Sklaven das Gepäck unter sich theilten, sprach Aesop zu ihnen: „Ihr sehet, daß ich klein und schwach bin, darum bitte ich, weist mir eine leichte Last zu.“ Da antworteten seine Mitsklaven, er solle sich selbst ein Gepäckstück aussuchen. Darauf ergriff Aesop einen Korb voll Brot und sagte: „Den laßt mir!“

Da fingen die Anderen an zu lachen, denn der Korb war schwerer als jedes andere Gepäckstück, und sagten: „Er ist ein Erznarr! Er hat eine leichte Last verlangt und wählt sich selbst die allerschwerste: wir wollen sie ihm gönnen!“

Als jedoch nach langem Marsche der Herr den Sklaven befahl, daß sie ruhen und essen sollten, da ward der Korb halb leer, und als die Sklaven nun wieder aufstanden und weiter gingen, da war Aesop's Bürde bedeutend leichter und bei dem Nachtessen wurde der Korb fast gänzlich leer. Am andern Morgen nach dem Frühstück war der Korb gänzlich leer, und Aesop spazierte nun mit dem leeren Korbe ganz gemächlich dahin.

Als dies die Anderen sahen, da sprach einer der Sklaven zu dem Andern: „Seht Ihr wohl, wie uns der listige Schalk betrogen hat? Er hat uns die Bürden tragen lassen, die nicht leichter, sondern je länger, um so schwerer werden, sich selbst aber hat er das Brot gewählt, welches wir durch Essen verminderten, und jetzt gehet er ganz leer.“

Als sie nun nach Ephesus kamen, stellte der Herr seine Sklaven auf offenem Markte zum Verkauf aus und schlug sie los mit gutem Gewinn; nur drei Sklaven blieben übrig, die er nicht verkaufen konnte, nämlich ein Grammatikus, ein Harfner und Aesop. Da rieth Jemand dem Kaufmanne, er solle doch mit dem Reste seiner Sklaven nach Samos gehen, wo er dieselben sicher verkaufen würde.

Der Sklavenhändler befolgte den Rath und schiffte sich nach Samos ein, wo er den Grammatikus wie den Harfner neu kleiden ließ, Aesop aber, eben weil er so häßlich war, ließ er in seinem abgeschliffenen Arbeitsgewande und stellte ihn mitten zwischen die beiden Anderen, denn diese Letzteren waren beide sehr schön und der Kaufmann gedachte, deren Schönheit eben durch Aesop noch mehr hervorzuheben.

Nun lebte damals in Samos ein berühmter Philosoph, Namens Xanthus, der gar viele Schüler hatte, die weit und breit herbeikamen, um seinen Unterricht zu genießen. Xanthus ging über den Markt, erblickte die beiden schönen und wohlgekleideten Sklaven und zwischen ihnen Aesop. Da wunderte er sich über die Thorheit des Sklavenhändlers, daß er die Mißgestalt gerade zwischen die beiden Schönen gestellt, ging auf den Harfner zu und fragte ihn: „Wo bist Du her?“ — Da antwortete dieser: „Ich bin aus Cappadocien gebürtig. — Hierauf fragte Xanthus weiter: „Und was verstehst Du?“ — Da antwortete der Sklave: „Ich bin ein Harfner, verstehe aber sonst auch Alles, was Du willst.“

Als Aesop dies hörte, lachte er laut.

Hierauf fragte Xanthus den Sklavenhändler: „Was verlangst Du für den Harfenspieler?“ — „Nur tausend Silberlinge.“

Dies kam Kanthus doch zu viel vor; er trat zu dem Andern und fragte: „Wo bist Du denn her?“ — „Aus Sydien.“ — „Was verstehst denn Du?“ — „Ich bin ein Grammatikus, verstehe aber sonst auch Alles, was Du verlangst.“

Als Aesop dies hörte, da lachte er überlaut.

Nun fragte Kanthus den Händler, wie viel er denn für den Grammatikus verlange? — „Dreitausend Silberlinge.“

Bei dieser Antwort trat Kanthus verdrießlich zurück, aber seine Schüler fragten ihn: „Meister, diese Sklaven gefallen Dir wohl nicht?“ — „Ach,“ antwortete Kanthus, „aber das Gesetz verbietet bei uns, einen Sklaven so theuer zu bezahlen, und wer dagegen handelt, der wird hart gestraft.“

„Ach Herr,“ antwortete einer der Schüler, „wenn Du also nach dem Gesetz die beiden Hübschen nicht kaufen kannst, so kaufe Dir den, dessen Häßlichkeit wirklich ihres Gleichen nicht hat; er wird Dir so gut dienen, als die Andern, und wir wollen Dir das Geld für ihn geben.“ — „Dann,“ antwortete Kanthus, „wollen wir ihn doch erst fragen, was er gelernt hat, daß wir das Geld nicht etwa thöricht-er Weise wegwerfen.“

Damit wandte sich Kanthus an Aesop und fragte: „Was hast Du gelernt, oder was verstehst Du?“

„Nichts!“ antwortete Aesop.

„Wie kommt das?“ fragte Kanthus.

„Diese meine Gefährten,“ erwiderte Aesop, „sagten, sie könnten Alles; also haben sie mir nichts übrig gelassen.“

Ueber diese Antwort freuten sich die Schüler und sprachen: „Wahrhaftig, er hat gut geantwortet, denn man findet keinen Menschen, der Alles könnte; darum hat er auch so herzlich gelacht.“

Hierauf wandte sich Kanthus wieder an Aesop und fragte: „Willst Du, daß ich Dich kaufe?“

„Das,“ versetzte Aesop, „steht bei Dir; Niemand zwingt Dich dazu.“

„Und wenn ich Dich kaufe,“ fragte Kanthus weiter, „willst Du dann gut thun?“

„Ja; auch wenn Du mich nicht kaufst.“

„Wirst Du auch nicht davon laufen?“

„Wenn ich das thun wollte,“ erwiderte Aesop, „so würde ich Dich nicht um Rath fragen.“

„Du redest ganz vernünftig,“ versetzte Kanthus; „aber Du bist sehr häßlich.“

„Man soll,“ erwiderte Aesop, „nicht eines Menschen Gestalt, sondern seinen Sinn und Gemüth in's Auge fassen.“

Da fragte Kanthus den Sklavenhändler: „Wie viel verlangst Du für diesen?“

„Sechzig Silberlinge.“

Da zahlten die Schüler das Geld; auf diese Weise ward Aesop des Kanthus Eigenthum  
(Fortsetzung folgt.)

## Psau und Nachtigall.

Von Ernst Lausch.

Frau Nachtigall, ich glaube fast,  
Du denkst, daß du auf deinem Ast  
Die allerschönste Stimme hast!  
O, bilde dir dies ja nicht ein,  
Und lerne hübsch bescheiden sein!  
Hat deine Stimm' auch Sonnenschein?

Der Psau hielt schon das Spiel gewonnen,  
Ließ leuchten seines Schweifes Sonnen,  
Schritt durch den Park mit Stolz dahin.  
Und alle Leute blieben stehen,  
Jedoch nicht, um den Psau zu sehen,  
Zu lauschen nur der Sängerin.



Der Steinschmätzer. (Siehe Seite 154.)



## Zwei Meisterwerke der Kirchenbaukunst.

Von F. Knauth.

### 2. Die St. Paulskirche in London.

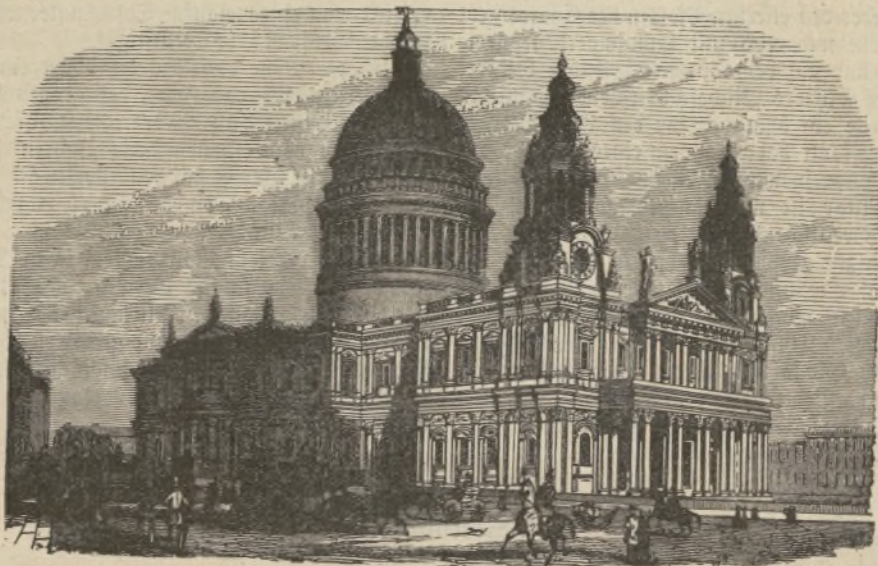
Das ausgezeichnetste Werk der Baukunst in der City, dem ältesten Theile Londons, ist unstreitig die St. Paulskirche.

Auf der Anhöhe, auf welcher sie sich erhebt, stand früher eine der berühmtesten gothischen Kirchen Englands, die jedoch im Laufe der Zeit verfallen war und während des Bürgerkrieges

daß Wren nun Gelegenheit erhielt, durch den Neubau eines Gotteshauses seine großen Talente zu zeigen.

Im Jahre 1676 legte er den ersten Stein zu dem riesigen Gebäude und durfte im Jahre 1710 auch die Vollendung des Werkes erleben.

Die Kosten des Baues betragen über zehn



Die St. Paulskirche in London.

im siebzehnten Jahrhunderte sogar zu einem Stalle für Reitertruppen gedient hatte.

Nachdem der Friede zurückgekehrt, erhielt der als Mathematiker und als Erfinder physikalischer Werkzeuge schon seit längerem berühmte Architekt Christoph Wren (spr. Renn) den Auftrag, einen Plan zur Wiederherstellung der Kirche zu entwerfen. Schon hatte er denn auch — es war im Jahre 1665 — in Paris seine Zeichnungen vollendet, als bei dem furchtbaren Brande, der im darauf folgenden Jahre einen großen Theil Londons verheerte, auch jene Kirche ein Raub der Flammen ward, so

Millionen Thaler, die theils durch freiwillige Geschenke, theils durch eine von Steinkohlen erhobene Abgabe aufgebracht wurden.

Wren selbst bekam einen jährlichen Gehalt von etwa 1200 Thalern und verlangte auch nie eine Erhöhung desselben, auch dadurch das Lob bewährend, das ihm in der Inschrift seines Denkmals gezollt wird: „daß er nicht für sich selber, sondern nur für das öffentliche Wohl gelebt habe.“

Unstreitig die größte protestantische Kirche auf Erden und zumeist nach dem Muster der Peterskirche in Rom erbaut, beträgt ihre Länge

in der Richtung von Osten nach Westen 500 Fuß, die Breite des Schiffes und der Chorgänge 107 Fuß, die Höhe von der Grundfläche bis zum Kreuze 404 Fuß und der Umfang der Kirche 420 Fuß. Sehr schade ist es, daß dies herrliche Gebäude von den nahe liegenden Häusern zu eng umgeben ist.

Das Innere der Kirche ist, wie dies in allen englischen Gotteshäusern der Fall, höchst einfach, und da sie keine Pfarrkirche ist, so wird sie wenig besucht. Nur der zehnte Theil des Raumes dient jetzt zum Gottesdienste.

Ueber den eisernen Pforten des Chores steht die große und reich mit Schnitzwerk verzierte Orgel und auf der Südseite desselben befindet sich der Sitz des Bischofs von London, auf der Nordseite ein ähnlicher für den Lord Mayor. Das Lesepult hat die Form eines Ablers, auf dessen ausgespannten Flügeln das Buch liegt. Der Altar ist mit blauen Säulen verziert. Im südwestlichen Theile der Kirche führt eine Treppe zur Kuppel hinauf, in der eine mit seltenen Schätzen ausgestattete Bibliothek aufgestellt ist. Noch höher hinauf hängt in einem besonderen Thurm die über 11 400 Pfund schwere Glocke mit einem Durchmesser von 10 Fuß. Bemerkenswerth ist ferner die gleichfalls in der Nähe der Kuppel befindliche Flüstergallerie, wo der leiseste Laut der Stimme mit

immer zunehmender Deutlichkeit und Stärke einer an der andern Seite befindlichen Person zugeführt wird.

Gerade von dieser Gallerie aus ist der Anblick des Inneren der Kirche mit ihren Säulen und Denkmälern am großartigsten. Ehedem waren die Wände mit den von britischen Heeren in Schlachten erbeuteten Fahnen geschmückt; in neuerer Zeit sind jedoch diese Trophäen theils nach dem Hospital in Greenwich, theils nach Chelsea übergeführt worden.

In der Mitte des marmornen Fußbodens erblickt man eine metallene Tafel, unter welcher sich die Gruft Nelsons befindet.

In der Nähe derselben bezeichnet ein einfacher Denkstein das Grab des großen Baumeisters Christoph Wren, der 1723 in dem Alter von einundneunzig Jahren starb. Die Inschrift schließt mit den Worten:

„Suchest Du sein Denkmal, so schaue umher!“

Endlich verdient auch noch jene schöne Marmorgruppe erwähnt zu werden, welche, von dem berühmten englischen Bildhauer Chantrey verfertigt, den frommen und gelehrten Bischof Heber zu Kalkutta darstellt, wie er einige indische Christen konfirmirt. Es war dies seine letzte Amtshandlung.

## Der Steinschmäger.

Von C. Wegner.

(Zu dem Bilde Seite 152.)



Wenn der Schnee auf den Blüten im März schmilzt und die ersten Blümlein sich wieder zeigen, da erscheint draußen auf steinigcn Plätzen oder an Verabhängen, auch in lichten Stellen im Walde, ein Vögelein, das sich mit seinen hohen Beinen gern auf die Steine stellt und den Vorübergehenden unermüßlich sein Liedchen vorsingt oder, wie der Volksmund sagt, sein Lied vor-schmägt. Da hat denn auch der Vogel ganz richtig den Namen „Steinschmäger“ erhalten. Derselbe ist so groß wie ein Fintke, hat eine weiße Kehle, einen gelblichen Leib, an jedem

Auge eine schwarze Binde, einen bläulichen Rücken, schwarze Flügel und einen breiten, oben weißen und am Ende schwarz aussehenden Schwanz.

Zum Bau des Nestes wählt sich der Steinschmäger gern Höhlungen zwischen Steinen und Felsen. Auch Mauerlöcher und Uferschwalbenlöcher sind ihm dabei angenehm. Wer unter dem Grafe zwischen Steinen ein Nest mit fünf bis sechs bläulichen Eiern findet, der denke nur an den Steinschmäger. Es möge aber ja das Nest in Ruhe bleiben, denn der Steinschmäger ist nicht nur ein angenehmer, sondern auch ein recht nützlicher Singvogel. Vom März bis

September sitzt er auf den Wiesen auf einem Steine oder Maulwurfsbügel, auf einem Pfahle oder auf einer Mauer, singt und richtet dabei sein Augenmerk auf einen Käfer, eine Fliege oder anderes Insekt. Ist der rechte Augenblick gekommen, dann fliegt der rasche Vogel hinter seiner Beute her und verspeist sie. Dabei macht sich das muntere Thierchen viel zu thun; es breitet den Schwanz fächerartig aus, hebt ihn auf und ab, verbeugt sich und ruft fleißig: „Wit-tack!“ Beim Fluge wird der Schwanz schön ausgebreitet, damit alle Menschen die schöne weiße Farbe recht gut sehen können. Und sie haben sie auch bemerkt. Der Volksmund nennt darum den Vogel nicht Steinschmäger, sondern „Weißschwanz“, was auf plattdeutsch „Wittblick“ heißt.

Lange Lieder wie die Nachtigall hat der Steinschmäger nicht einstudirt; er kann nur eine kurze Melodie singen, auf die wir am Tage, wenn die Lerchen und Grasmücken ihre Lieder anstimmen, wenig achten. Kommt aber die Nacht, wo der Vogel sich bewegt, erhebt und in voller Lust in der Luft sein Liedchen laut anstimmt, während die übrigen Vögel schweigen, dann bleiben wir wohl stehen und lauschen auf den Gesang des Steinschmätgers.

Die kleinen Steinschmäger sind unkluge Vögel; sie lärmen und schreien unaufhörlich im Neste und verrathen dadurch ihren Aufenthaltsort. Die Wiesel schleichen auch herbei und tödten die armen Thierchen.

Verwandte hat der Steinschmäger auch, nämlich den Wiesenschmäger und den Strauchschmäger. Der Wiesenschmäger wohnt auf Wiesen und baut in das Gras sein Nest, in das er fünf bis sechs blaugrüne Eier legt. Er ist etwas kleiner als der Steinschmäger, singt noch schöner und macht eben so viele Komplimente und Knize beim Gesange. Auch setzt er sich gern hoch; auf Weidensträuchern, hohen Blumen der Wiesen stimmt er seine Lieder am liebsten an. Wenn er fliehet, dann ruft er: „Tzomtek, tek, tek!“ und husch, fort fliegt er.

Der Strauchschmäger hat eine schwarze Kehle und schwarze Wangen und ist selten.

Die Schmäger lieben die Freiheit über alles. Bringt man sie in den Vogelbauer, so rennen sie sich am Gitter an den Kopf, bis er blutet und die Thierchen sterben. Man lasse sie darum im Freien lustig und ungestört schalten und walten.

## Lebensweisheit.

Von E. Lausch.

Ein Vater starb und hinterließ einen Sohn in jungen Jahren. Als der Jüngling den Vater nun begraben, wog er den Beutel voll Gold, den er ererbt hatte, in seiner Hand und überschlug, wie lange er wohl reichen würde. Darauf verschloß er die Thür seines Hauses und übergab den Schlüssel dem Nachbar. Er selbst aber zog in die Welt und kehrte erst nach mehreren Jahren zurück. Er nahm seinen Weg über den Kirchhof, wo sein Vater und seine Mutter begraben lagen.

Als er sich vom Nachbar den Schlüssel zu seinem Hause wieder holte, fragte ihn dieser: „Wo bist Du gewesen und was hast Du gesehen und gelernt?“

Er aber antwortete: „O, ich bin weit und

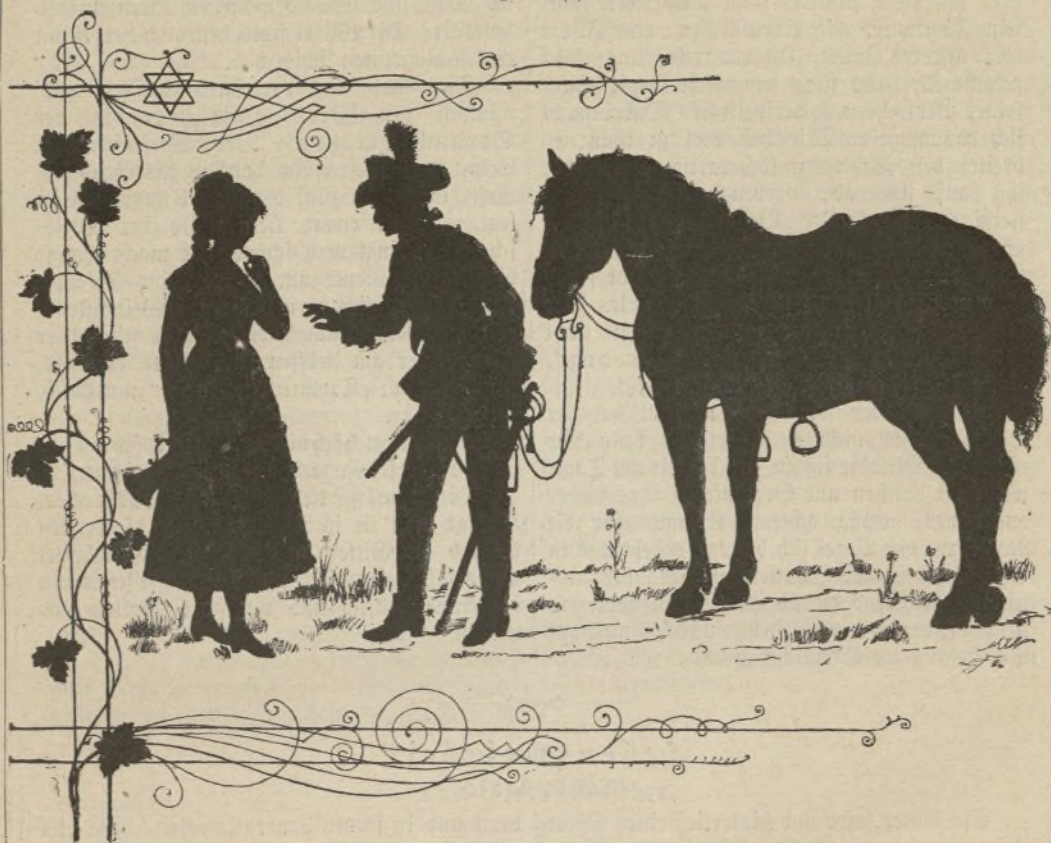
breit und in fernen Landen gewesen, habe viel gesehen und erfahren, aber ich habe nichts gelernt, was nicht Jeder auch daheim lernen könnte, der aufmerksam um und in sich blickt. Doch Eins will ich Dir sagen: Drei Dinge zu beachten ist weise; denn sie machen allenthalben die Menschen zufrieden und glücklich.“

„Und welche sind das?“ fragte der Nachbar. Er versetzte: „Der Pfeil, der der Sehne entschwirte, die Worte, die der Mund gesprochen, die Stunden, die eben entflohen, kehren nimmer zurück. Darum sei langsam zur Rache, bedachtsam zur Rede und fleißig zum Wirken!“

Da überreichte der Nachbar den Schlüssel, that nach den Lehren des Weisen und lehrte seine Kinder auch also.

## Vor dem Quartier.

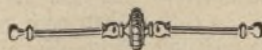
Von F. Eöpfer.



„Sag an, Du lieber Reitersmann,  
Womit ich Dir wohl dienen kann!  
Der Trunk im Haus ist klar und frisch,  
Gefüllt der Keller, gedeckt der Tisch.  
Nun sprich, Herr Reitersmann, immerzu  
Was begehrest und was wünschst Du?“

„Für's Köhlein gutes Unterkommen,  
Dort mög' ihm Heu und Hafer frommen.  
Für mich 'nen Humpen voll Gerstensaft,  
Von echtem Bräu und rechter Kraft,  
Den Tisch besetzt mit guten Speisen,  
Dann will ich mein Quartier wohl preisen.“

Der Reiter zog im Hause ein,  
Versorgte das Roß und pflegte sein.  
Am andern Tage zog weiter er fort  
Und sagte den Leuten manch Dankeswort.



## Auf dem Montblanc.

Von Karl Weiße.

(Zu dem Bilde Seite 100.)



Der liebe Dichter Claudius  
singt in seinem Winterliede  
vom Winter:

„Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus  
Beim Nordpol an dem Strande;  
Doch hat er auch ein Sommerhaus  
Im lieben Schweizerlande.“

Zu diesem Sommerhause des Winters im lieben Schweizerlande wollen wir uns aufmachen und es ansehen. Wir gehen oder fahren mit Dampf in das Chamouny-Thal, um auf den höchsten Punkt des Eispalastes, den Montblanc (weißen Berg), zu steigen. — Der Montblanc ist die höchste Bergspitze Europas, seine Höhe beträgt 4810 Meter (15 200 Fuß). An der rauschenden Arve, die wie ein Silberfaden sich durch das Thal zieht, wandern wir nach Chamouny, dem am Fuße des Montblanc liegenden Städtchen. Hier breitet sich von Südwest nach Nordost in einer Weite von fünf Meilen die Montblancgruppe aus, in welcher am südwestlichsten Theile aus den Eisgefilden die domartige Riesenkuppe des Montblanc sich erhebt. Zäh abstürzende Schluchten und tiefe Thäler, schlanke, thurm-spitzähnliche Felsstacheln, die bald nackt, bald mit blinkenden Schneekristallen geziert sich über 4000 Meter erheben, unterbrechen die weiten Eisgefilde und machen das Erstiegen der Höhen so schwer. Zwischen den Felsgruppen zählt man 17 Gletscher oder Eisfelder, welche sich zu dem Chamounythale herabsenken und uns klar beweisen, daß besonders hier der Winter sein Sommerhaus im lieben Schweizerlande aufgeschlagen hat. Es ist dies Beweis genug, daß viele Jahrhunderte vergehen mußten, ehe ein menschlicher Fuß es wagen konnte, den Riesenberg Europas zu erklimmen. Erst im Jahre 1786 am 8. August gelang es dem Naturforscher Dr. Paccard, mit Hilfe des geschickten Alpenführers Jakob Balmat den Berg zu ersteigen. Im folgenden Jahre unternahm der kühne Alpenforscher Saussure das Wagstück von neuem. Ende des Jahres 1865 wurde die Zahl der Montblanc-Besucher auf

293 angegeben; 1872 ist er sogar fünfmal ersteiegen worden.

Hören wir die Mittheilungen eines Reisenden, der glücklich wiedergekehrt ist. Er schreibt: „Mit mehreren sicheren Führern unternahm ich die Reise zum Riesenberg. Wir nahmen eine kleine Leiter mit, ein Beil zum Einhauen der Stufen in das Eis, hatten unsere Schuhe mit Eissporen bewaffnet und waren mit festen Stöcken versehen, die unten mit einem Stachel beschlagen waren. Bald betraten wir die Gletscher. Der Weg war äußerst gefahrvoll und mühsam, denn stets wurden wir von der Gefahr des Ausrutschens und Hinabstürzens bedroht. Wir hielten uns, 2—3 Meter von einander entfernt, an einem langen Seile fest, das der vorderste Führer in der Hand hielt und nun von Mann zu Mann ging. Von diesem Felsen war die Pflanzenwelt, die hier nie grünte, verschwunden. Südwestlich davon ist eine Lagerstelle, wo wir uns niederlegten, um auszuruhen. Während meine Führer so fest schliefen, daß sie das laute Getöse einer niederstürzenden Lawine nicht aufzuwecken vermochte, konnte ich kein Auge schließen, denn meine Seele war tief erregt von den gewaltigen Eindrücken, welche diese Eismwelt auf mich machte. Da der Weg von hier weniger gefahrvoll ist, so setzten wir unsere Reise beim Mondschein fort. Wie erhaben war diese Nacht! Ueber mir glänzten die Gestirne, seitwärts der Mond, auf allen Seiten Schneegipfel, die wie das reinste Silber strahlten. Eine weite Schnee-Ebene mit wellenförmigen Erhöhungen breitete sich unbeweglich vor mir aus, die den Wellen des wogenden Meeres glich, doch von feierlicher Stille bedeckt war. Mehrere Male kamen wir an neue Gletscher, in denen wiederholt tiefe Klüfte uns entgegentraten, welche von Schnee- und Eisbrücken überbrückt waren und darüber ich mit bangender Seele schritt. Die Stille auf den Eisfeldern unterbrach nur unser Fußtritt. Der weiße Schnee und das strahlende Eis blendeten die Augen; wir mußten uns blaue Schutzbrillen aufstecken. Wie wir uns dem Gipfel immer mehr naheten, thaten sich nach allen

Seiten hin tiefe Abgründe auf, an deren Rande wir schreiten mußten. Wehe dem, dem hier schwindelig wird; er wäre bald verloren. Der Schnee wurde nun eisig hart, so daß die vorangehenden Führer jetzt Schritt für Schritt Fußtritte zum Weitersteigen einhauen mußten. Die Luft wurde so dünn, daß ich oft stille stehen mußte, um Athem zu schöpfen. Hier wünschte ich mir bei der eintretenden Abspannung und Mattigkeit Flügel, in das Thal zurückfliegen zu können. „Vorwärts!“ sagte ich zu mir selbst, und obschon ich von jetzt ab im weichen Schnee oft bis an die Hüfte einsank und jeden Schritt in der dünnen Luft unter Athembeschwerden erkämpfen mußte, so ging es doch weiter. Der Schnee wurde wieder wellenförmig. Jetzt stand ich auf dem Gipfel des Montblanc! Der höchste Punkt war so schmal, daß kaum drei Personen neben einander gehen konnten. Die Rundsicht, welche sich hier bietet, ist eine der großartigsten auf dem Erdenrunde. Sie umfaßt einen Flächenraum von 4000 Qu.-M. Die Berge des Elsaß und der Schwarzwald, die ganze Kette des Jura, die Alpen bis an Tirols Gränze sind sichtbar. Im Norden schweift der Blick über ein unendliches Meer von Bergen, Thälern, Städten und Dörfern hin. Nach

der italischen Seite ist die Fernsicht durch Anmuth und Lieblichkeit ausgezeichnet. Deutlich sind zu erkennen die weiten Ebenen der Lombardei mit den freundlichen Fluren und Oliven-gärten und dahinter in großem Bogen die Apenninen. Bei diesem Anblick erhob sich in mir eine heilige Stille. Dem Himmel, aber auch dem Schöpfer des Berges stand ich näher. So begeistert, so groß habe ich mich nie gefühlt. Von jeder Sünde wünschte ich in der Nähe Gottes rein zu sein, wie die Luft, die ich einathmete, rein war. Selig fühlte ich mich, wie die Unsterblichen.

Die Sonne war gesunken, als ich den Rücken des Montblanc, der den Namen „Dromedar“ führt, verließ. Da erglänzte nach Osten zu das schönste Purpurroth in den Wolken, während sich unter unsern Flüssen tiefblaue, fast schwarze Wolken ausbreiten und uns voran dem friedlichen Thale zuzogen. Zum Hinaufgehen brauchten wir 15 und zum Hinabgehen fünf Stunden.“ —

Also erzählt ein Glücklicher, der den Montblanc erstiegen und wieder heimgekommen ist. Aber gar Mancher hat hier seinen Tod gefunden, und davon im nächsten Abschnitt.



## Das Alpenglühen.

Von A. Schiborr.

Wer die Alpen bereist hat, dem ist unter Umständen auch der Hochgenuß zu Theil geworden, das Alpenglühen bewundern zu können. Jeder Alpenreisende, dem von den Bewohnern das Auftreten des Alpenglühens mit Bestimmtheit angezeigt wird, sollte daher die Mühe nicht scheuen, vor Untergang der Sonne einen etwas höheren Berg zu besteigen, weil von einem höheren Standorte aus die Erscheinung besser beobachtet werden kann. Er wird für die kleine Anstrengung durch den Anblick dieses reizenden Naturschauspieles reich belohnt werden, denn gewöhnlich sieht er seine Erwartungen und das

von anderen Reisenden Gesagte weit übertroffen.

Was ist aber das Alpenglühen und worin besteht es? Kurz gesagt: „Es ist eine optische Erscheinung, welche die Spitzen der Alpenberge im glühendsten Roth erscheinen läßt und auch die Thäler und unteren Partien der Berge mit rosigem Schimmer übergießt.“ Es ist nicht alle Tage sichtbar. Sein Erscheinen setzt vielmehr gewisse atmosphärische Bedingungen voraus. Es hat hierin gewissermaßen Verwandtschaft mit der Abend- und Morgenröthe. Nach hellen, klaren Tagen bei wolkenfreien Sonnenuntergängen erscheint es nie. Gewöhnlich erscheint es, wenn es am Nachmittage geregnet hat und die Luft mit Feuchtigkeit angefüllt ist. Ein anderer wesentlicher Umstand ist dann noch der,

daß vor der Sonne leichte wässerige Wolken stehen, in denen die rothen Strahlen der Sonne gebrochen und gegen die Berge geworfen werden.

Nehmen wir an, wir befänden uns in den Alpen auf einem größeren Hügel, um das angekündigte Alpenglühen zu sehen.

Alle Vorbedingungen, dasselbe recht stark erscheinen zu lassen, sind erfüllt. Die Sonne geht eben unter. Nun überziehen sich nach und nach die niederen Berge und Thäler mit einem eigenthümlichen rosigen Schimmer, der mehr und mehr zunimmt und nach und nach auch die höheren und höchsten Berge purpurroth färbt. Die obersten Bergspitzen aber erscheinen im intensivsten Roth, sie sehen aus wie glühendes Eisen. Das Alpenglühen hat seinen Höhepunkt erreicht. Wir wenden uns plötzlich um, ein Ausruf des höchsten Erstaunens entgleitet unserer Lippen. Welche Ueberraschung! Wollen denn alle Berge in Feuer aufgehen? Um uns herum, so viele Bergespitzen wir nur erblicken, so viele rothglühende Regal stellen sich unserer Auge dar. Dabei hat der Himmel seine Bläue in einen tiefvioleten Ton verwandelt, von dem die Feuersglut der Bergeshäupter um so mehr absticht und die Erscheinung prächtiger wirken läßt. Die Schneefelder der Alpenberge und die Thäler schimmern in einem zarten Rosaroth. Die wunderbare Erscheinung dauert ungefähr 10 Minuten; sie hört auf, wenn die Sonne 5—6 Grad unter den Horizont gesunken ist. In denselben Stufengängen wie sie aufgetreten, verschwindet sie wieder. Zuerst weicht das in den Thälern lagernde zarte Roth. Dann ver-

lieren die Spitzen der niederen Berge ihren Purpurschein. Auch die höher gelegenen Bergkronen werden blaß und bald dunkel und nur noch einzelne der mächtigen Bergriesen leuchten. Nach kurzer Zeit verlöschen aber auch sie einer nach dem andern und die Dämmerung hüllt alles in ein düsteres Grau. Sinnend und in sich versunken steht dann wohl noch mancher Zuschauer auf seinem Plage, trotzdem die Erscheinung längst nicht mehr sichtbar ist. Sie war zu fesselnd und anziehend, ja man könnte sagen erhaben. Um ihren Anblick auch denen zu gönnen, die nicht nach der Schweiz reisen können, hat man sich bemüht, das Alpenglühen künstlich herzustellen; doch nie vermag in diesem Falle die Kunst der Natur zur Seite gestellt werden.

Auch morgens, bei Sonnenaufgang ist mitunter das Alpenglühen beobachtet worden, doch kann dieses nie so prächtig sein, als ein Alpenglühen bei Sonnenuntergang, weil die bald höhersteigende Sonne durch die schnell sich verbreitende Helligkeit ihm die volle Wirkung nimmt.

Beim Untergang der Sonne werden die oberen Theile der Bergkronen vergoldet, was ebenfalls einen herrlichen Anblick gewährt und von manchen Reisenden schon für das eigentliche Alpenglühen gehalten wird.

Ebenso hat mit dem wirklichen Alpenglühen das Leuchten der Alpengletscher und Schneefelder zur Nacht nichts gemein. Es beruht dieses Leuchten auf Phosphorescenz. Man nimmt es gewöhnlich nach hellen, sonnigen Tagen wahr.

### Logogriph.

Von Franz Marx.

Mit aa durchfließt es manch blühende Flur,  
Mit oo braucht man es zur heilsamen Kur,  
Mit ee da ist es dem Geiste verwandt  
Und wird nur bei denkenden Wesen erkannt;  
Mit äü ist es ein Kunstwerk gar fein,  
Die Baukunst erfand es: — was mag das wohl sein?

### Zweisilbige Charade.

Von F. Knauth.

Die erste Silbe labt Dich in der Nacht zumal;  
Die zweite stets bei heißem Sonnenstrahl;  
Und bist Du krank, daß Dich die erste flieht:  
Das Ganze schließlich doch herbei sie zieht.

Auflösungen der Homogramme in No. 8:

1. Gold, Oder, Leda, Trau. 2. Elle, Leid, Lieb, Edda.

Auflösung des Räthfels in Nr. 8:

Jaunkönig.

Der Athonblanc vom Chamoung-Gebirge aus gesehen. (Siehe Seite 157.)



Redaktion und Verlag: G. Schwetschke, Sep.-Cio., in Halle. Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei in Halle.  
Preis vierteljährlich 2 Mark. Die Bände I–XII der „Illustrirten Zeitung für kleine Leute“ sind zum Preise von 4 Mark pro Band in allen Buchhandlungen zu haben.